Auf der großen indischen Heerstraße.

Skizze von B. M. Croker.

O du alte, ehrwürdige Straße, die du wie ein weißes Kreuz ganz Indien nach beiden Richtungen durchschneidest — was für Geschichten könntest du erzählen, wenn du ein lebendiges Wesen wärest! Was für wunderbare Szenen haben sich unter deinen schattigen Bäumen und angesichts deiner finstern alten Meilensteine abgespielt! Hochzeitszüge haben diese gesehen voll Farbenpracht und glitzerndem Flitterkram, mit Pferden, Blumen und lärmenden Schlagtrommeln — ein glänzendes Geleite für die bunt aufgeputzte Braut! Großartige Prozessionen zur Eskorte juwelengeschmückter Götzenbilder — jauchzende Volksmassen, die das halb wahnsinnige junge Weib zum Scheiterhaufen führten, um dort den unsterblichen Akt der Wittwenverbrennung zu vollziehen.

Flüchtlinge aus dem Gemetzel von Delhi und Cawnpore haben auf dieser Heerstraße ihr gefährdetes Leben zu retten versucht. — Auf demselben Wege sind dreißig Meilen im Tage zurückliegend — europäische Truppen marschirt, um ihren Landsleuten zu Hilfe zu kommen. Auf der Straße nach Madras bei einem Halteplatz für Posten und Fuhrwerke, liegen dreißig Mann eines einzigen ruhmreichen Regiments begraben, die auf einem Eilmarsch der Hitze erlegen sind.

Diese berühmte Heerstraße ist breit und großartig angelegt. In der Mitte befindet sich der harte, beschotterte Theil, wo die Sahibs reiten und fahren und das Militär marschirt, während zu beiden Seiten je ein staubiger, ausgefahrener Weg hinläuft, der von Bauernwagen, Pferden und barfüßigen Fußgängern stark benützt wird. Diese riesige Verkehrsader ist mit mächtigen alten Mango- oder Feigenbäumen, je nach der geographischen Lage, eingefaßt, die sowohl Menschen als Thieren wohlthuenden Schatten und Schutz bieten.

Wir wollen nun einmal von Norden aus diese wirklich merkwürdige, hochinteressante Straße — die belebteste und bekannteste von ganz Asien — durchwandern. Das Himalayagebirge hinter uns lassend, fahren wir von Peshawer nach Attock mit seiner großen alten Festung. Sie hat einst die Schiffsbrücke beherrscht, die jetzt durch jenes Wunderwerk der Ingenieurkunst, die Eisenbahnbrücke, deren Pfeiler in den Felsengrund des Flußbettes eingelassen sind, ersetzt ist. Hier fließt zwischen klippigen Ufern des Indus, der zur Zeit der Schneeschmelze oft bis zu vierzig Fuß in einer einzigen Nacht anschwillt. Weiter südlich in Hassen Abdul liegen inmitten eines lieblichen Gartens die sterblichen Ueberreste Lalla Rookhs, und auf einem Gebirgspasse steht eine hohe Säule zur Erinnerung an den Helden von Panschab, die die in den Stein gemeißelte Inschrift trägt: Jani Ki Sang, bei uns bekannt als „John Nicholson." Noch zu Lebzeiten ist ihm von seinen „Pathans" ein Altar errichtet worden, wo sie ihm wie einem Gotte Opfer dargebracht hätten, wenn ihr Herr nicht, wie berichtet wird, mit ernsten Ermahnungen und Prügelstrafen dazwischen getreten wäre.

Nun kommen wir nach Rawal-Pindi, dem indischen Aldershot und zugleich dem Ausgangspunkte für Murree und Kaschmir. Von da führt die Straße durch Gegenden, die in den Sikhkriegen berühmt geworden sind, vorbei an den Städten Jhelum und Googerat — und das Gebirge von Kaschmir, das bisher sichtbar gewesen ist, entschwindet, je mehr wir uns Lahore, der alten Hauptstadt des Sikhlandes nähern.

Während die Straße sich nach Süden wendet, verändern sich alle hundert Meilen Klima, Vegetation, Sprache und Volkstypus — selbst die Fuhrwerke und Lastthiere sind anderer Art. Im Norden sieht man lange Reihen von Kameelen stolz und geräuschlos dahinziehen, aber auch das gefürchtete Ekkapony mit seinem unvermeidlichen Halsband aus blauen Perlen — eine sichere Gewähr gegen den bösen Blick. Was Ausdauer anbelangt, werden diese harten, rauhen Thiere nicht leicht übertroffen. Zwei Damen, denen während einer Choleraepidemie alles daran lag, aus Kaschmir zu fliehen, blieb, da Tongas schwer zu bekommen waren, nichts anderes übrig, als sich eine Ekka, das unbequeme Fuhrwerk der Eingeborenen, zu miethen. Ihr Pony legte mit einer einzigen kurzen Rast fünfzig Meilen zurück, und wohlbehalten kamen die Damen auf einer Poststation an, wo sie ein frisches Pferd zu finden hofften. Aber keines war zu haben, und so erklärte sich der Kutscher für eine Extrabelohnung bereit, mit demselben Thier noch bis Murree zu jagen. Dies gelang ihm denn auch dadurch, daß er dem Thiere ein den Eingeborenen bekanntes Mittel von höchst belebender Wirkung eingoß, und so legte es thatsächlich — und zwar auf den denkbar scheußlichsten Wegen — eine Entfernung von neunzig Meilen zurück. In den Zentralprovinzen unterhalb Jubbulpore scheinen diese Ekkaponys nicht mehr zu gedeihen, und so wären wir denn nun im Lande der Zugochsen und der Tonga angelangt, eines Fuhrwerks, das schnöderweise Kuhkarren genannt wird, das aber nichtsdestoweniger ein höchst nützliches Fortbewegungsmittel ist. Die ziemlich kleinen Thiere legen die Entfernungen in lebhaftem Tempo zurück, sträuben sich jedoch, sich auf unbekannte Pfade treiben zu lassen. Jeden Tag denselben Weg hin und her zu traben, womöglich bis zum gleichen Hause, ist ihnen am liebsten. Eine gewisse „Mem Sahib" in Kamptee besaß zum Beispiel ein Paar ganz hervorragende Ochsen, die weit und breit hinsichtlich Geschwindigkeit und Flügsamkeit ihresgleichen suchten. Bei ihrem Wegzug aber mußte die Dame sie zu ihrem schmerzlichen Bedauern weit unter dem Kostenpreis verkaufen, da jedermann wußte, daß die Thiere sich durch nichts bewegen lassen würden, die Station zu verlassen. Das Postgebäude und die Kirche waren ihre beiden Grenzpunkte.

Wollte man versuchen, auch nur einige der vielen Ereignisse zu erzählen, die sich auf dieser großen Heerstraße während der letzten zweihundert Jahre zugetragen haben, so hieße das so viel, als die Geschichte Indiens schreiben. Schlachten, Prozessionen, Ueberfälle, Pilger- und Festzüge, aber auch das Elend der Hungersnoth sind abwechslungsweise darüber hingegangen. Für einen Angloindier liegt allein schon im Namen dieser großen Verkehrsader etwas, das die Vorstellung einer alten typischen Heerstraße in ihm wachruft, auf der sich einst der ganze Handel und Verkehr von Osten, Norden, Westen und Süden abspielen mußte, und die jetzt durch zahlreiche Eisenbahnlinien in den Hintergrund gedrängt, an manchen Stellen der Vergessenheit und dem Verfall anheimfällt.

Auf einer besonderen Strecke in den Zentralprovinzen geschah es auch, daß ein berüchtigter, menschenfressender Tiger mehr als zwei Jahre lang sämmtliche Reisende verscheuchte, bis dieser ganze Theil schließlich vollständig verödete. Zahllos waren die Opfer der Bestie; seine Verwegenheit schien keine Grenzen zu kennen, seine List war fast übernatürlich. Nachdem sämmtliche Anstrengungen, diese Landplage in eine Falle zu locken, fehlgeschlagen hatten, kam ein kühner und erfinderischer Jäger auf den Gedanken, eine Strohpuppe anzufertigen, die er auf einen Ochsenwagen festband und die Straße entlang schickte. Als der Wagen dann am Lager des Tigers vorbeirumpelte, sprang dieser auf sein vermeintliches Opfer los, während der Shikari, der mit einem andern Fuhrwerk gefolgt war, die langersehnte Gelegenheit ergriff und die Bestie niederschoß, was ihm die ausgesetzte Belohnung von fünfhundert Rupien, sowie den Dank vieler Reisender einbrachte.

Dicht bei der großen Heerstraße und keine hundert Meilen von der Stadt Delhi entfernt liegt ein imposantes Haus von europäischer Bauart, das einst einem hohen Offizier errichtet worden war, der eine mit der königlichen Familie von Olide verwandte sehr reiche Eingeborene geheirathet hatte. Seither hat es manche Veränderungen gesehen, manch seltsame Bewohner beherbergt und viel von seiner früheren Pracht eingebüßt. Schließlich gerieth das Haus nicht nur in Verfall, sondern auch in Verruf, das heißt, es hieß allgemein, daß es dort spuke — — und die einst hochberühmten Gärten verwilderten.

Nichtsdestoweniger miethete ein Ingenieur, den sein Beruf in der Nähe festhielt, das ganze Anwesen um einen Spottpreis und richtete sich mit seiner Familie unter dem etwas schadhaften Dache ein. Mit fast unbegrenzter Arbeitskraft und Energie ausgerüstet, machte er sich auch sofort ans Werk, seinen großen, aber baufälligen Wohnsitz instand zu setzen. Er ließ das Dach flicken, die Zimmer frisch tünchen, den Garten in Ordnung bringen, und sogar mit dem Bohren eines Brunnens beginnen. Da kam eines Abends sein Aufseher in mühsam beherrschter Erregung zu ihm und meldete, daß die Kulis beim Graben auf ein altes unterirdisches Haus gestoßen seien. Sofort eilte er nach der bezeichneten Stelle und entdeckte die Mauern eines Gelasses aus schwarzem und weißem Marmor. Zugleich fiel ihm auch ein, daß man vermuthete, der Bungalow sei auf den Trümmern eines Palastes erbaut, den einst Leute von höchstem Range bewohnt hätten. Dieses unterirdische Gebäude war ohne Zweifel jener Ort, wo frühere Bewohner ihre Schätze aufbewahrt oder vergraben hatten. Jede vornehme Familie besaß ja ihre eigene Schatzkammer, die „Tosha Khana". Was für ein Glücksfall, wenn er nun einen Haufen indischer Goldmünzen und Juwelen fände! Am nächsten Morgen stellte er in der Hoffnung, eine glänzende Entdeckung zu machen, sechzig Kulis für die Ausgrabungen an. Nach aller Richtungen schaffte man die Erde weg, um bis zum Boden des Gelasses zu gelangen, was natürlich eine zeitraubende Arbeit war. Nach sechs bis sieben Stunden angestrengter Thätigkeit wurden der Ingenieur und seine Frau (das Interesse der letzteren war natürlich in hohem Maße erregt) aufgefordert, den freigelegten Raum zu besichtigen. Er maß etwa vierzig Fuß im Quadrat, der Boden war mit Marmor ausgelegt, in den Wandnischen befanden sich Lampen — von einem Schatze aber war weit und breit nichts zu sehen. Außer einer Mauerkelle und einem Armband hatten die Kulis absolut nichts gefunden. An einem Ende des Zimmers bestand die Wand indeß nur aus Backsteinen und Mörtel, und so griff der Ingenieur nach der Hacke eines Kulis und begann ein Stück herauszuhauen. Allein zu seinem Entsetzen sah er sich plötzlich einer grauenhaften menschlichen Gestalt gegenüber, die offenbar hier lebendig eingemauert worden war. Die noch auf den Knochen haftende Haut erinnerte an Pergament; die feinen Züge aber waren die eines etwa siebzehnjährigen Mädchens. Das lange schwarze Haar hing noch an der Kopfhaut und war mit schweren goldenen Kugeln geschmückt. Die Gestalt war von einem weißen Gewand mit Silberfäden bedeckt, edelsteinbesetzte Reifen umschlossen Handgelenke und Knöchel, auch die Ohren und Finger blitzten von bunten Steinen.

In der That ein schrecklicher Anblick! Entsetzt stand der Ingenieur da, während seine Frau laut aufschrie. Wunderbarerweise aber blieb der Aufseher verhältnißmäßig ruhig.

„Huzoor! So etwas sehe ich nicht zum erstenmal", bemerkte er. „Eifersucht war der Grund. Die Mohammedaner pflegten ihre Weiber auf diese Art zu bestrafen, und sie thaten recht daran."

Während noch alle diese entsetzliche Gestalt anstarrten — ein Bild so lebendig und doch auch wieder so todtenähnlich — so glänzend und zugleich so unheimlich — sandte die lange verbannte Sonne ihre glühenden Strahlen auf den noch immer mit kostbaren Stickereien und Edelsteinen bedeckten Leichnam hernieder. Und noch während die Menge dastand und gaffte, begann die Luft ihre Wirkung auszuüben: die Gestalt stürzte plötzlich nach vorn, und war nur noch ein Häufchen Haut und Knochen, Haare und Juwelen. Letztere wurden zusammengelesen und der Regierungsbehörde übersandt. Die Knochen erhielten eine würdige Begräbnißstätte im Garten, das geheime Zimmer wurde wieder zugefüllt und an einer andern Stelle nach einem Brunnen gegraben.

Die Perlen und Smaragde des unglücklichen Opfers waren ohne Zweifel von hohem Werth, allein der Ingenieur und seine Frau brachten es nicht über sich, aus diesem furchtbaren Fund Nutzen zu ziehen, und den Tand des unglücklichen Mädchens, das vor zweihundert Jahren einem so schrecklichen Tode zum Opfer gefallen war, zu Geld zu machen. So wurden denn Steine und Perlen von der Regierung an einen bekannten Juwelier in Delhi verkauft, der den Schmuck auseinander nahm und die Steine modern faßte. Die Besitzerinnen einer besonders schönen Smaragdbrosche oder eines Rubinringes können sich also sagen, daß ihr kostbares Kleinod vielleicht schon jahrhundertelang von einem Skelett getragen worden ist.

In den Nordwestprovinzen bezeichnet ein am Straßenrand zwischen hohem Zuckerrohr stehendes Kreuz die Stelle, wo eine Schaar europäischer Männer, Weiber und Kinder, die während des Militäraufstandes aus einer geplünderten Station geflohen waren, einem meuterischen Regiment begegnete, das im Begriff war, mit seinen Verbündeten zusammenzustoßen. Die unglücklichen Leute waren also sozusagen zwischen zwei Feuer gerathen. Einige versuchten, sich im Zuckerrohr zu verbergen, aber vergebens, sie wurden alle herausgezerrt und gezwungen, sich in Reihen aufzustellen, wo man sie einen nach dem andern niederschoß. Zwei schönen Schwestern sollte von dem Sohne eines benachbarten reichen Rajah das Leben geschenkt werden, doch weigerten sie sich, unter den von ihm gestellten Bedingungen weiterzuleben, und zogen ihren Platz unter den unglücklichen Gefährten vor, wo sie Hand in Hand dem Tode entgegentraten.

Dies sind einige von den Tragödien, deren Zeuge die alte, graue Straße einst gewesen ist. Aber auch Ereignisse anderer Art haben sich dort zugetragen. Ein Offizier befand sich einmal mit seiner Frau auf der Fahrt zwischen Seoni und Jubbelpore. Sie hatten ihre eigenen Pferde, fuhren immer nur kurze Strecken und kehrten für die Nacht in einem Stationshause ein. Eines Abends, gerade bei Sonnenuntergang, hatten sie eine Stelle der Straße erreicht, die zu beiden Seiten von dichtem Wald eingefaßt war. Um eine besonders schöne Partie am Flusse und einen wirklich prächtigen Sonnenuntergang mit Muße bewundern zu können, hatten sie ihre einheimischen Pferde angehalten. Das scharlachrothe Flammenmeer war nahezu am Horizonte verblaßt, und das flüchtige indische Zwielicht fing eben an, seinen violetten Mantel über die Erde zu breiten. Schon wollte das Paar weiterfahren, als man plötzlich einen jämmerlich wehklagenden Schrei hörte, der irgendwo aus dem Unterholze in der Nähe kam.

„Was mag das sein" rief die Dame. „Hast du es gehört?"

„Ja, natürlich. Ein verfluchter Schakal — diese Töne solltest du doch nachgerade kennen", antwortete ihr Gatte, im Begriff, die Pferde wieder anzutreiben.

„Halt! Da ist es wieder", sagte die Dame. „Horch! Klingt es nicht ganz wie der Schrei eines kleinen Kindes?"

„Was fällt dir ein!" rief ihr Begleiter. „Es gibt ja meilenweit kein Dorf hier."

„Robert, ich muß unbedingt sehen, was es ist", bat die Erschrockene dringend. „Wenn ich jetzt fortfahre, ohne nachgeforscht zu haben, wird dieser Schrei mich mein Leben lang verfolgen."

„Was für eine Idee!" protestirte der Offizier. „Nun sei doch nicht närrisch. Wir haben noch reichlich sieben Meilen bis zum Dassi Dak-Bungalow."

„Bitte, laß mich aussteigen", beharrte die Dame. „Ich komme gleich wieder."

„Na, wenn es denn sein muß, dann gehe ich schon lieber selbst", brummte Robert in ärgerlichem Tone. „Hier nimm die Zügel."

„Nein, ich gehe mit dir; die Diener können die Pferde beaufsichtigen. Ich kann mich ja täuschen, aber ich will über diesen Schrei wenigstens nicht im Zweifel bleiben."

Mit diesen Worten sprang sie aus dem Wagen.

Die gutherzige Dame und ihr Mann brauchten einige Zeit, bis sie über verschiedene Hindernisse geklettert und in den Wald eingedrungen waren, der hier von einem malerischen Flusse durchschnitten wurde. Wieder hörten sie den Schrei, und von ihm geleitet, entdeckten sie am Wasserrand ein hübsches, etwa acht Monate altes Mädchen, dessen Haut fast ebenso weiß war, wie die eines englischen Kindes. Das kleine Wesen war in den feinsten Musselin gehüllt und trug goldene Reifen um Handgelenke und Knöchel. Obwohl es jedoch unzweifelhaft einer vornehmen Kaste entstammte und reiche Verwandte hatte, so war es doch den wilden Thieren zur Beute ausgesetzt worden.

Hätte sein Schrei nicht das Ohr vorüberfahrender Reisender getroffen, so wäre es einem fürchterlichen Tode anheimgefallen; denn kaum hat die Dunkelheit sich herniedergesenkt, so kommen die wilden Bestien aus dem Dickicht zur Tränke, und das niedliche kleine Ding hätte der ersten hungrigen Hyäne oder dem ersten auf Raub ausgehenden Panther, von denen es in dieser Gegend wimmelte, als hochwillkommenes Mahl gedient.

Der Offizier und seine Frau nahmen das Findelkind mit zum Dak-Bungalow und setzen die sorgfältigsten Nachforschungen im ganzen Distrikt anstellen, allein ohne Erfolg — keine Spur von irgend jemand, der auf das Kind Anspruch erhoben hätte, ließ sich finden. Da sie selbst kinderlos waren, beschlossen sie, das kleine Waldmädchen zu behalten und als ihr eigenes Kind zu adoptiren.

Die Kleine wuchs heran und wurde schließlich mit nach England genommen. Jetzt ist sie ein auffallend hübsches junges Mädchen von sanftem, liebevollen Charakter, der Stolz und das Entzücken ihrer vermeintlichen Eltern. Sie hat eine blasse Olivenfarbe, dunkles Haar, glänzende schwarze Augen, feingeschnittene Züge, und nur ihre außergewöhnlich weichen, anmuthigen Bewegungen deuten die indische Herkunft an. Allein ganz wenige Leute sind in das Geheimniß von Dassi Lindseys Geburt eingeweiht oder sie lassen es sich in ihrer kühnsten Phantasie träumen, daß Oberst Lindsey und seine Frau diese Tochter einst bei der großen Heerstraße gefunden haben.

Das zweite Gesicht.

Novellette von Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Die Familie, Vater, Mutter und zwei junge Töchter, saßen mit einem Bekannten auf der gedeckten Veranda ihrer kleinen Landvilla und genossen die Frische der Sommernacht nach dem heißen, staubigen Tage. Eine kleine Petroleumlampe auf dem Gartentisch flackerte bei den Stößen des lauen Nachtwindes, der durch das duftige Korn strich und das Landhaus mit seinem gesunden Anhauch umwogte. Die Sterne funkelten groß und voll, wie kleine Lampen, am tiefen schwarzblauen Himmel; und wiewohl nicht ein Wölkchen sich verschleierte, zuckte doch bisweilen eine gespenstische Helle, ein fernes Wetterleuchten am Himmelsrand, wie ein Traumgedanke der schlummernden Welt. Nachtfalter und kleine Insekten schwirrten in tollem, lustigem Tanze in dem Lichtkreis der Lampe und fielen, von ihrer Gluth versengt, auf das weiße Tischtuch, das mit ihren kleinen verbrannten Leibern schon bedeckt war, wie ein Schlachtfeld von kleinen Flügelwesen. Die hellen Kleider der jungen Mädchen schimmerten ungewiß in der Dunkelheit, und die Cigarren der beiden Raucher glommen wie große Johanniskäfer, deren kleine Gefährten hier und dort gleich tanzenden Irrlichtern durch die Finsterniß sputten. Durch die Stille drang von fernen Teichen das anhaltende, eintönige Quaken der Frösche, bisweilen unterbrochen von dem Schrei eines Nachtvogels. Etwas Geheimnißvolles, Unheimliches lag in der Luft; die müden Sinne wurden ängstlich gespannt durch das grelle, gelbe Lampenlicht, das sich gegen die Dunkelheit wehrte, durch das Schwirren und Stoßen der Falter gegen die Lampenglocke und die unbestimmten Geräusche der Nacht.

Das Gespräch lenkte sich wie von selbst auf übernatürliche Dinge, auf Ahnungen und Wahrträume, die man mit einem leisen inneren Beben besprach; auch die Worte erhielten in dieser nächtlichen Stille einen dunklen Unterton, eine eigenthümliche Bedeutung und Tiefe, als ob sie im Traum gesprochen wurden. Sie schienen sich nur beklommen hervorzuwagen, als wären sie die Stimme der Nacht selbst, die ihre Geheimnisse ausplauderte, und sie verhallten in ihr, als kehrten sie in ihren Urgrund zurück.

Die Mutter und die jungen Mädchen glaubten an Träume und Ahnungen. Der Vater, ein alter Freidenker, negirte sie ironisch, suchte sie durch den Zufall oder auf natürliche Weise zu erklären. Man sprach von berühmten Fällen des zweiten Gesichts; von Goethe, der sich selbst sich entgegenreiten sah, in einem hechtgrauen Anzug, den er wirklich das letzte Mal tragen sollte, als er nach Sesenheim ritt; von Swedenborg, der von Stockholm aus den Brand von Christiania sah und nach Stunden banger Erregung schließlich aufathmend sagte, das Feuer habe vor seinem Hause Halt gemacht. Der nächste Kurier, der von Christiania kam, bestätigte sein Gesicht bis in's kleinste.

„Ich halte solche Fernwirkungen für durchaus möglich", sagte der Hausfreund, ein jüngerer Mann, der die Frauen gegen den Spott des Vaters in Schutz nahm. „Was ist das zweite Gesicht Swedenborgs anders als eine Telegraphie ohne Draht, als eine Uebertragung von magnetischen oder anderen, uns unbekannten Wellen auf den Nervenapparat des Empfängers? Nur daß das menschliche Nervensystem kein Morseapparat ist, der die empfangenen Schwingungen in Punkte und Striche übersetzt, sondern in Visionen und Träume, genau wie wir einen Lichtkreis als farbiges Bild aus uns herausstellen. Der Mensch wird vielleicht noch einmal hinter diese Dinge kommen, wie wir schon hinter so viele Naturwunder gekommen sind. Inzwischen aber müssen wir uns an die Thatsachen halten..."

Der Vater lachte über den Mystagogen, der Ammenmärchen und Spuk mit Wissenschaft und Philosophie verquickte, und erklärte die „Thatsachen" der Fernwirkung und die Wahrträume für Gespensterglauben und eitel Humbug.

„Es mag freilich oft Humbug mit unterlaufen", räumte der Hausfreund ein, „und das ist gerade das Schwere auf diesem dunklen Gebiet, daß man nur mit größtem Mißtrauen zu Werke gehen kann. Aber ist der Zweifel nicht der Vater jeder Wissenschaft? Der Zweifel, sage ich, nicht das prinzipielle Ableugnen. Mir kam erst kürzlich solch ein Fall vom zweiten Gesicht zu Ohren, den ich Ihnen erzählen möchte. Die Sache passirte einer streng gläubigen Frau, die sonst gegen alles, was ihr die Religion verbietet, gefeit ist."

„Erzählen Sie", sagte der Vater, „wir werden dann ja sehen, was von der Sache zu halten ist."

Die beiden jungen Mädchen schmiegten sich Schulter an Schulter und blickten den Erzähler mit großen staunenden Augen an; der Vater rauchte gemächlich weiter, und die Mutter ließ bisweilen ihre Strickarbeit in den Schooß sinken und seufzte.

„Es war eine alte Tante von mir", begann der Hausfreund, „eine Tante zweiten Grades ohne Vermögen, die ich lange nicht gesehen hatte. Der Zufall führte mich in ihr Landstädtchen, in ihr weinumranktes bescheidenes Heim, eine kleine Wohnung in einem Häuschen über der Stadt am Berghang, mit freundlichem Blick auf rothe Giebel und Hügelland. Sie lebte allein in ihrem Stübchen; ihr Leben floß ungesehen, ohne Liebe dahin, und sie konnte plötzlich verflackern wie ein vergessenes Licht, das irgendein Windstoß ausbläst, falls es nicht unbemerkt niederbrannte.

Wir sprachen von der Welt und vom Leben, das ich jetzt lebte, und das sie nur noch mit Hilfe ihres Stadtblättchens und einiger Zeitschriften aus der Ferne verfolgte, nicht ohne Kopfschütteln und fromme Schauder, wie erklärlich ist. Trotzdem folgte sie meinen Worten mit einer gewissen freudigen Spannung, als träte ihr das Leben wieder plötzlich nahe und sie nähme wärmeren Antheil daran.

Plötzlich sagte das alte Dämchen in seiner freundlichen Art:

„Du hast doch eine große Aehnlichkeit mit deinem Onkel Ferdinand bekommen, nicht allein in den Bewegungen und im Gesichtsschnitt, sondern auch in Anschauungen und Ausdrücken, was viel erstaunlicher ist. Manchmal ist es ganz frappant."

„Und doch", antwortete ich, „hab' ich ihn nie gesehen und kaum von ihm gehört, liebe Tante."

„Das ist auch nicht recht möglich", lächelte sie; „denn du lebtest noch gar nicht, als er starb; dein Vater, sein jüngerer Bruder, war damals noch unverheirathet."

„Aber mein Vater", fuhr ich fort, „hat mir auch nie von ihm erzählt. Alte Leute pflegen sich doch sonst ihrer Jugend so lebhaft zu erinnern, ja ganz in ihren Erinnerungen aufzugehen."

„Das ist wahr", nickte die alte Dame. „Man lebt nur noch in seinen Jugenderinnerungen. Freilich, dein Vater und Ferdinand standen sich sehr fern; ihre Charaktere waren zu verschieden. Dein Vater war ein Mann der That, hart gegen sich wie gegen andere, und Ferdinand war eine weiche, liebevolle, vielseitige Natur. Seine hinterlassenen Aufzeichnungen sind voll von Geistesblitzen und edlen Empfindungen...".

„Besitzest du Aufzeichnungen von ihm?" unterbrach ich sie erstaunt.

„Ja", entgegnete sie mit leiser, unsicherer Stimme und verfärbte sich etwas. „Ich besitze sie alle. Dein Vater sandte sie mir nach Ferdinands plötzlichem Tode."

Einen Augenblick herrschte Schweigen in dem Stübchen. Man hörte die Uhr ticken. Die Nachmittagssonne fiel durch die kleinen weinumrankten Fenster mit den weißen Gardinen und vergoldete die alten schlichten Möbel. Ihr Widerschein verklärte die herben Züge der alten Tante, die sinnend und wie geistesabwesend dem Spiel der spärlichen Sonnenstäubchen zusah, lächelnd und wehmüthig wie die sinkende Sonne.

„Ich war", fing sie nach einer Weile wieder an, „mit deinem Onkel verlobt, oder doch so gut wie verlobt, wenn du das weißt."

„Nein", sagte ich kopfschüttelnd, „auch davon hat mein Vater mir nichts erzählt."

Schon im nächsten Moment that es mir leid, nicht eine wohlmeinende Nothlüge gebraucht zu haben. Man weiß ja, wie empfindlich ledig gebliebene alte Damen in solchen Dingen oft sind und wie man ihnen unbewußt wehe thut, ja sie sich verfeinden kann, wenn man ihre Partien in spe im geringsten bezweifelt.

„Wir hätten uns ja auch geheirathet", fuhr sie bekräftigend fort, „wenn nicht ... die Mittel gefehlt hätten. Dann wäre alles so anders gekommen; für ihn wie für mich. Er wäre nicht allein gewesen und hätte sich nicht aus Gram und Verzweiflung überanstrengt und krank gemacht. Er wäre nicht schließlich an Blutsturz gestorben..."

Ich war etwas erstaunt, in dieser frommen Seele etwas zu finden, das nicht völlige Ergebung war. Die Erzählung begann mich zu interessiren.

„Habt Ihr denn lange in diesem traurigen Zwitterzustand verbracht?" fragte ich mitleidvoll.

„Nur kurz", seufzte sie. „Wäre es nur länger gewesen! Ich wußte ihn dann doch wenigstens unter den Lebenden und hörte von ihm! Aber nach seinem Tode, da war die Welt mir so leer und kalt, so grau und zwecklos, daß ich mich fragte: „Wozu lebst du denn überhaupt noch?" Aber schließlich fragte ich auch das nicht mehr; ich ließ alles gehen und versank in Stumpfheit."

Die alte Tante schwieg abermals und seufzte leise. Dann setzte sie plötzlich hinzu:

„Aber gewußt hab' ich's ganz bestimmt, vorher gewußt, daß er sterben würde."

Ich blickte sie betroffen an: Die fromme Tante glaubte an Vorbedeutungen wie die Heiden!

Sie fuhr unbekümmert fort:

„Ich habe verschiedene Anzeichen gehabt, das wunderbarste mit einem Kissen, das ich ihm stickte. Du mußt wissen, daß wir uns erst als Erwachsene kennen lernten. Dein Onkel stand damals in Berlin und besuchte den Vater auf Urlaub. Meine Mutter war todt, die Schwestern schon verheirathet, und ich blieb allein zurück, um den Haushalt zu führen. Der Vater ließ mich links liegen, wie eine Magd; ich war ihm wohl noch zu unreif und kindisch. So fühlte ich mich recht einsam; die häuslichen Geschäfte allein befriedigten mich nicht. Deinem Onkel ging es ähnlich. Auch er hatte tiefere Bedürfnisse, und das Soldatenhandwerk im Frieden, die Kameraden mit ihrem engen Horizont, ohne Interessen für andere Dinge, wie er sie hatte, die Eintönigkeit des Dienstes befriedigten ihn nicht. So fanden wir uns bald zu einander, und als wir nach einem halben Jahre wieder zusammenkamen, da erkannten wir, daß es keine Augenblicksneigung gewesen war, die mit der Zeit vergeht."

Die alte Dame schien ganz in Erinnerungen versunken, aus denen ich sie nicht aufstören mochte. Endlich bemerkte sie das Schweigen und fuhr fort:

„Mein ... dein Onkel mußte also wieder in seine Garnison zurück; ich habe ihn nicht wiedergesehen... Er schrieb mir aus Berlin einen lieben Brief, den mein Vater natürlich zuerst las. Es gab ein paar schreckliche Tage. Der Vater stellte mir immer von Neuem vor, daß ich einen armen Leutnant nicht heirathen könnte, da ich selber nichts hätte. Ich sollte der Sache ein kurzes Ende machen; der Verkehr führte doch zu nichts und regte mich nur stets wieder auf. Das Herz brach mir fast; trotzdem mußte mein Verstand dem Vater recht geben. Ich versprach ihm, den Briefwechsel abzubrechen, und erbat mir nur noch das eine: ihm ein Kissen sticken zu dürfen, als Gegengabe für all seine Freundlichkeit, und als letzte Erinnerung ... Dagegen hatte der Vater nichts einzuwenden.

Dies war das Kissen, von dem ich sprach. Abends saßen wir in der Wohnstube immer zusammen; der Vater rauchte die Pfeife und ich las vor oder stickte. Ich arbeitete emsig an dem Kissen, damit es bis zum Geburtstag deines Onkels fertig würde. Eines Abends war es so weit. Ich legte es in's Nebenzimmer auf's Sopha und nahm ein Buch, um daraus vorzulesen. Nach einer Weile blickte ich über das Buch weg in's Nebenzimmer. Der Mond schien auf das Kissen, kreideweiß, und nur auf das Kissen. Und jedesmal, wenn ich aufsah, lag der Mond auf dem Kissen.

„Was hast du nur?" fragte der Vater, ärgerlich über mein zerstreutes Lesen. „Siehst du nebenan Gespenster?"

„Nimm das Kissen fort, Vater", antwortete ich. „Ich kann sonst nicht lesen. Die ganze Zeit scheint der Mond darauf."

Zwei Nächte hintereinander träumte ich von dem Kissen, und immer war es mir, als läge es in einem Sarge. Und ich träumte auch von Soldaten, die in langen, langen Zügen beschritten; und Glocken läuteten wie bei einem Begräbniß... Ich schickte das Kissen mit dem Abschiedsbrief nach Berlin und bekam zwei Wochen lang keine Antwort. Das beunruhigte mich noch mehr. Ich wußte, er würde schreiben und danken — aber er schrieb nicht! Ich fand nirgends mehr Ruhe, fing an, am hellen, lichten Tage Glocken läuten zu hören und lange, lange Züge von Soldaten zu sehen. Und am Sonntag, als ich aus der Kirche kam, sah ich plötzlich ganz deutlich einen Leichenzug um die Straßenecke biegen. Als ich näher kam, war er verschwunden. Da wußte ich, daß er todt war.

Ich setzte mich hin und schrieb einen Brief an deinen Vater, ich wüßte bestimmt, daß Ferdinand etwas zugestoßen sei, und bäte ihn inständigst, mir die volle Wahrheit zu schreiben. Am nächsten Tage erhielt ich das abgeschickte Packet durch die Post zurück, mit dem Bemerken: „Adressat verstorben".

Mein Vater wunderte sich damals über die Stumpfsinnigkeit, mit der ich die Nachricht aufnahm. Ich hatte die Todesangst vorher ausgestanden, und nun lag es wie Blei in meinen Gliedern. Alles schien mir wie in Dämmerung getaucht; ich hatte das sichere Gefühl, daß die Sonne nicht mehr schien. Ich ließ alles gehen, wie es ging, nur das eine that ich noch, und das sogleich: ich sandte deinem Vater das Kissen zurück, mit der Bitte, es ihm in den Sarg zu legen. So hatte mein Gesicht mich nicht betrogen: Kissen und Sarg..."

Mich überkam bei den letzten Worten ein Grauen; sie kamen selbst wie aus einem Sarge, so dumpf klangen sie. In den Augen der alten Tante schimmerten ein paar Thränen, in denen die letzten verlorenen Sonnenlichter spielten. Auch mir war zum Weinen zumuthe, und um meine Rührung zu bezwingen, fragte ich:

„Und dann, Tante, sandte dir mein Vater als schwachen Trost den Nachlaß meines Onkels?"

Die alte Dame nickte; dann entgegnete sie mit zitternder Stimme:

„Es hat lange gedauert, bis ich Trost fand, bis ich wieder die Möglichkeit, weiter zu leben, sah. Der Vater starb; ich wurde in die Welt hinausgestoßen. Ich mußte um mein Dasein kämpfen. Ich habe schwer gearbeitet und so den Verlust verschmerzt, wenn auch niemals vergessen. Es ist ja auch kein Verlust für ewig", setzte sie in seltsamem Tone hinzu.

Das frömmelnde Leben der alten Tante erschien mir plötzlich in einem ganz neuen Lichte. Ich begriff die Heilkraft des Glaubens für ein armes, aller Hoffnung beraubtes Frauengemüth.

Ich stand auf und verabschiedete mich von der alten Dame. Ich ließ ein paar zitternde Worte fallen, wie man Thränen fallen läßt; dann trat ich hinaus in den warmen Sommerabend."

* * *

Der Erzähler schwieg, und der Nachhall seiner Stimme verschmolz mit den fernen Geräuschen der Nacht. Die beiden jungen Mädchen hatten sich fest aneinandergeschmiegt und sahen den Hausfreund mit träumerischen Blicken an. Die Mutter seufzte, und der Vater sagte:

„Die Liebesgeschichte der alten Dame ist sehr rührend. Aber die Sache mit dem Kissen und den Träumen erklärt sich wohl ungezwungen aus dem Gemüthszustand des armen verlassenen Mädchens. Der Rest ist spätere unbewußte Hinzudichtung — oder Zufall."

Da schüttelte die älteste Tochter den Kopf und zitirte aus dem kürzlich gelesenen „Wallenstein":

„Es gibt keinen Zufall.
Und was uns blindes Ungefähr nur scheint,
Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen."

Die Nachtigall im alten Rom.

Die Bewunderung, die der Nachtigall und ihrer Kunst von jeher zutheil geworden ist, hat für den Vogel auch ihre Schattenseite gehabt. In der Stadt Rom, die einst die raffinirteste Ueppigkeit in ihrem Schooße ausgebrütet hat, figurirte auch die Nachtigall auf den Speisezetteln der Gourmets. Nicht einmal ungestört konnte der Frühlingsherold im Busch seine Kunst ausüben. Man stellte ihm nach, man fing ihn. In Rom war die Nachtigall im Anfang der Kaiserzeit der gesuchteste Stubenvogel, und ihre leidenschaftlichen Liebhaber zählten zu den höchsten Cirkeln. Man rühmte die wunderbare Stärke ihrer Stimme, die fabelhafte Dauer ihres Athems; ihr Gesang schien auf tiefe musikalische Kenntniß gegründet, und Enthusiasten behaupten, in ihrer Kehle sei alles vereinigt, was die